



Zwischen Lipp' und Kelchstrand.

Roman von **Erich Ebenstein.**

(4. Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

„Sie irren, Herr Petermann,“ jagte Hertha mit melancholischem Lächeln, „ich bin kein lebensfrohes Geschöpf, das nach diesen Zerstreungen ausblüht. Das Schicksal hat mein Leben bitterer gemacht.“ Sie hielt einen Moment inne und fuhr dann, sich gewaltsam zu leichterem Ton zwingend, fort: „Ihr schönes Lannstein gehört zu den anziehendsten Landsknechten, die ich je kennen lernte. Es ist wie eine Insel des Friedens mitten in dieser kalten, grausamen Welt!“

Er sah sie einen Augenblick fest und forschend an. Eine Frage lag auf seinen Lippen, aber er wagte nicht, sie auszusprechen. Welches Recht hätte er auch gehabt, nach ihrem Kummer zu fragen?

Schweigend schritt er an ihrer Seite weiter, indem er sie und da vor einem besonders schönen Gegenstand stehen blieb.

Plötzlich fragte er, seine Begleiterin voll ansehend, mit leiser Stimme: Sie bedauern also die Stunden nicht, die Sie hier verbracht? Sie gelten Ihnen nicht als verloren?“

„Nein. Ich werde mich ihrer dankbar erinnern. Und auch der großen Güte, mit der Sie mir, der Fremden, entgegenkommen.“

Er wurde rot und spielte zerstreut mit einer kleinen Kaffette aus Vermeil, die einst zu der Toilettegarantur einer badiſchen Prinzessin gehört hatte und vor ihnen auf einem kleinen Tischchen stand.

„Sie setzen mich in Verlegenheit, wenn Sie von Dank sprechen,“ jagte er endlich unsicher, ohne sie anzusehen. „Ich bin es, der zu danken hat. Mein Leben ist sehr einsam, und ich bin nicht mehr jung wie Sie. Was bei Ihnen eine vorübergehende melancholische Stimmung ist, wurde bei mir ein chronischer Zustand. . . ich habe mich, ohne es zu wollen, den Menschen entfremdet. Zee war bis jetzt der einzige Sonnenstrahl, der zuweilen in meinen grauen Alltag fiel. Sie — sind der zweite! Soll ich Ihnen nicht dankbar sein?“

Er sah Hertha warm an. „Jugend und Schönheit sind ein Zauberstab, der Wunder wirkt, wohin er kommt! Ich möchte, daß Sie sich dieser Macht bewußt wären, dann würde das melancholische Gefühl der Entjagung, das Sie momentan beherrscht, bald stolzer Fröhdlichkeit weichen.“

Hertha wandte sich erschauernd ab.

„Nein,“ rief sie fast heftig heraus, „ich hasse diese Jugend, die nur Schmerzen und Enttäuschung bringt! Wollte Gott, sie läge hinter mir, weit... weit...“ Und als sie seinen betroffenen Blick forschend auf sich gerichtet sah, fuhr sie unsicher fort: „Bitte, lassen wir dieses Thema, Herr Petermann. Ich weiß gar nicht, wie wir darauf kommen...? Wo... wo ist denn nur Zee?“

Da konnte er sich nicht länger bezwingen: „Zee ist vorausgegangen. Aber sie leiden — ist es unbedeutend, wenn ich Sie bitte, mir zu sagen, was Sie quält? Vielleicht liegt es an Ihrer Stellung, mit der Sie nicht zufrieden sind?“

„Ich möchte so gerne wissen, Hertha, ob es wahr ist, was man mir erst gestern wieder sagte, daß ich ihr ähnlich sehe?“

„Wer hat Dir das gesagt?“ fiel Herbert plötzlich wie aus einem Traum erwachend, mit seltsamer Hast ein. „Wer sprach denn überhaupt mit Dir über die Tote? Deine Mutter?“

„Nein. Mama hat noch nie von ihr gesprochen, so lange ich denken kann,“ antwortete Zee, verwundert über seine Erregung: „Ich glaube, sie konnte Tante Hermine nicht leiden. Der alte Heimdächer war es. Er hatte Hermine sehr lieb und erzählte mir oft von ihr.“

„So? Tut er das?“ murmelte Herbert bewegt und wandte sich dann an Hertha. „Es ist ein Bild meiner leider sehr jung verstorbenen Schwester Hermine. Zee sieht ihr in der Tat ähnlich — finden Sie nicht auch?“

Hertha betrachtete nachdenklich das Bildnis, von dem ein eigenartlicher Zauber ausging. Hermine Petermann mußte mehr lieblicher als schön gewesen sein. Etwas Schwärmerisches lag über den feinen Zügen und bildete einen starken Kontrast zu dem Blick der blauen Kinderaugen, die groß und traurig in dem schmalen Gesicht standen, genau wie die Zees.

„Ja,“ nickte Hertha, „Sie sehen ihr sehr ähnlich, Fräulein Zee, besonders heute, wo der weiche schwärmerische Ausdruck in Ihrem Gesicht liegt, der dies Bild verklärt. Nur war Ihre Tante hellblond und blauäugig.“

„Alle Petermanns sind hellblond mit blauen Augen, ich bin die einzige, die dunkelbraunes Haar hat — auch in dieser Hinsicht: aus der Art geschlagen!“

Herbert zog sie zärtlich an sich.

„Nein, Liebling, das bist Du nicht! Die Petermanns waren nicht immer so reine Vernunftmenschen, wie die, die heute leben... Du bist eine echte Petermann, wie es auch meine arme Hermine war!“

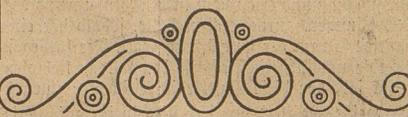
„Arm? Warum nennst Du sie arm? War sie denn nicht glücklich?“

Du weißt — sie starb so jung. Und sie starb in der Fremde...“ antwortete er gepreßt.

„Davon hast Du mir nie erzählt! Obwohl Du wissen mußt, daß mich alles, was sie betrifft, interessiert, denn ich habe sie furchtbar lieb, diese Tante, die ich leider nie gekannt habe!“

Er fuhr sich flüchtig über die Stirn, als wolle er eine trübe Erinnerung verschleudern.

„Du sollst mich auch nicht damit quälen. Es macht mich traurig, von ihr zu sprechen. Sie war mein Liebling, und ich kann es nie verwinden, daß wir sie verlieren mußten...“ sagte er ausweichend. Dann zwang er sich zu einem heiteren Ton: „Und nun bist Du mein Liebling, nicht wahr? Und Dir soll das Glück treuer bleiben als ihr, hoffentlich!“ Zees Antlitz wurde sofort wieder strahlend.



Ein 80-jähriger Ritter des Eisernen Kreuzes



Generalmajor Keumacher meldete sich bei Kriegsausbruch wieder zu Kriegsdiensten und erwarb zu dem Eisernen Kreuz von 1870 noch die 1914 gestiftete Spange.



Hertha wurde durch einen Ruf Zees aus dem Nebenzimmer der Antwort entbunden.

Sie eilte fort, von Herbert Petermann gefolgt, dahin und fand Zee vor dem Bild einer jungen Frau stehend, auf das sie lächelnd wies.

„Es ist ja schon da!“ rief sie lächelnd. „Siehst Du nicht, wie es mich von gestern auf heute gesund gemacht hat? Heute fühle ich mich so stark und kräftig, wie seit Jahren nicht. Heute macht es mich auch nicht bang, sondern froh... so unaussprechlich froh!“

10. Kapitel.

In Neu-Hammer Schlag gab es an diesem Abend gespannte Gesichter und allgemeine Verstimmung.

Die Kommerzienrätin schien mit ihrer Schwägerin wieder einen Streit gehabt zu haben, und wenn sie auch nicht einen Augenblick ihre vornehme Haltung verlor, so wurde Frau Adele doch mit einer gewissen eifrigen Höllichkeit behandelt, die sie von Minute zu Minute mehr erbitterte.

Nolde sah verstimmt aus, und Ferry Petermann, dessen kaltes Gesicht noch hochmütiger wirkte als sonst, schien ganz vertieft in seine Zeitungen.

Als Fee, deren glückstrahlendes Wesen beim Betreten des Hauses sofort wieder hinter der gewöhnlichen verschlossenen Miene verschwunden war, im Laufe des Abends ihrer Mutter die Mitteilung machte, daß man heute in Vinkenbach den 30. Juli als ihren Hochzeitstag bestimmt habe, blieb die erhoffte freudige Wirkung aus.

Wie ein Eridreken glitt es über die Gesichter der Petermanns hin, und einiges Schweigen war alles, was Fees Worte hervorriefen, bis Frau Adele, wahrscheinlich nur aus Opposition gegen ihre Schwägerin, das Thema angriff und von der Aussteuer zu sprechen begann.

Die Kommerzienrätin beteiligte sich nur lau an dem Gespräch, als handle es sich um eine fremde Person. Hertha begriff allmählich immer besser, daß Fee recht hatte, wenn sie sich eine Fremde in ihrem Elternhaus nannte.

War es ein Wunder, daß sie schroff und verbittert wurde und all die heimliche Sehnsucht ihres unverstandenen Herzens sich dem einen zuwandte, der gut und zärtlich zu ihr war?

„Ich hoffe, Du wirst mir als Deinem natürlichen Berater wohl gethatten, das Geschäftliche mit Deinem Bräutigam abzumachen,“ sagte da Ferry plötzlich zu seiner Schwester, indem er die Zeitung weglegte und seine kalten blauen Augen seltsam lauernd auf Fee richtete.

Fee, die wieder blaß und unbehlig aussah, weil diese Debatte über Möbel, Kleider und Wäsche sie sichtlich verstimmt, sah ihn verdrossen an.

„Was meinst Du eigentlich, Ferry?“

„Nun, daß Dein Geld erstens natürlich im Geschäft bleiben, zweitens Dir allein für alle Zeiten sichergestellt werden muß. Wir sind alle tierisch — und es ist doch klar, daß Dein Erbteil im Falle Deines Ablebens nicht den Vinkenbachs zufallen darf.“

Fee wurde bei diesen unzarten Worten noch einen Schatten blässer. Dann sagte sie trocken:

„Es wird ihnen, das heißt Harald, sogar bei meinen Lebzeiten zufallen, denn ich beabsichtige selbstverständlich, in Gütergemeinschaft mit meinem Manne zu leben! Das Geld mag im Hüttenwerk stehen bleiben, aber Harald soll jederzeit freies Verfügungsrecht darüber besitzen, genau, wie ich selbst.“

Die Worte wirkten wie ein Donnerschlag.

Eine Sekunde lang starrten alle Fee an, als fürchteten sie, sie habe den Verstand verloren. Dann brach ein wahrer Sturm der Entrüstung los. Die Kommerzienrätin meinte ungläubig, so töricht könne Fee doch nicht ernstlich sein wollen? Ferry und selbst Frau Adele erklärten hochrot vor Aufregung, das würden sie niemals zugeben, und Herr Konrad Petermann würde als Senior der Familie es lieber auf einen Glanz ankommen lassen, als dubden, daß ein so großer Teil des guten Petermannschen Geldes einem heruntergekommenen Edelmann in den Schoß geworfen würde.

„Ich wüßte nicht, was Onkel Konrad dagegen tun könnte?“ jagte Fee achselzuckend. „Gebt Euch nur gar keine Mühe — mein Entschluß war gefaßt, als ich mich mit Harald verlobte.“

Ferry warf ihr einen bösen Blick zu.

„Onkel und ich waren immer gegen diese Heirat, die bei Deiner schwankenden Gesundheit an sich tödlich ist. Und hättest Du Dich nicht hinter Onkel Herbert gesteckt —“

„Ich habe mich hinter niemand gesteckt, und meine Gesundheit war nie besser als jetzt!“ warf Fee mit bebender Stimme ein. „Daß Ihr alle gegen mich seid, habe ich übrigens längst gewußt... wann hätte eines von Euch je etwas anderes auf Erden geliebt als — Geld?“

„Ich verbiete Dir derartige lieblose Aeußerungen,“ fiel die Kommerzienrätin kalt ein, „man hat vielleicht immer mehr für Dich getan, als Dir zukommt. Aber ich sehe nun ein, daß diese Nachsicht sehr übel angebracht war und es höchste Zeit ist, Dir begrifflich zu machen, wie unberechtigt solch selbstherrliche Beschlüsse von seiten eines jungen Mädchens sind. Sei versichert, daß man trotz Deiner Großjährigkeitserklärung Mittel und Wege finden wird, eine solche Torheit zu verhindern.“

Es lag etwas Drohendes in dem Ton, mit dem Frau Gabriele diese Worte sprach, und Hertha, die sich blaß und erschrocken in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, sobald der einmütige Sturm der Entrüstung gegen Fee losbrach, erbeute unwillkürlich, als sie den kalten, lieblosen Blick sah, den diese Mutter ihrer Tochter zuwarf.

Heißes Mitleid mit Fee stieg in ihr auf. Wie arm war sie doch trotz ihres Reichthums, trotz Haralds Besitz! Denn auch er, an dem sie mit ganzer Seele hing, liebte sie ja nicht so, wie der Mann das von ihm erwählte Weib lieben soll.

Ihr Geld war es, das ihn verlockt hatte...

In Herthas Ohren klangen noch die leidenschaftlichen Worte, die er ihr heute auf dem Söller gesagt hatte: „Ich habe nie ein anderes Weib geliebt als Sie, Hertha!“

Unwillkürlich presste sie die Hände angstvoll zusammen, und ein heißes Stohzgebet stieg aus ihrem Herzen auf.

„O, laß es nie geschehen, barmherziger Gott, daß Fee davon eine Ahnung bekommt. Laß es genug sein an meinem Glend und erspare ihr der härtesten Schlag, der sie jemals treffen könnte — den Glauben an Haralds Liebe zu verlieren!“

Die Familie Petermann konnte sich noch immer nicht beruhigen und erging sich in mehr oder minder erregten Vorstellungen, die Fee schweigend, mit unbewegter Miene über sich ergehen ließ, bis Nolde, die der Debatte mit ipöitischem Lächeln gefolgt war, plötzlich zu Herthas Entsetzen laut sagte: „Ach, stellt Euch doch nicht, als wäre je etwas anderes zu erwarten gewesen! Fee weiß nur zu gut, was sie tut, denn Harald würde sie sonst doch nie zur Gräfin machen... ohne diesen Wechsel auf die Zukunft!“

Selbst Noldes eigene Mutter zuckte unter dieser herzlosen Bemerkung erschrocken zusammen, während Ferry und Frau Gabriele keine Miene verzogen.

„Nolde!“ murmelte Adele tadelnd und warf einen unsicheren Blick auf ihre Schwägerin, als erwartete sie von dieser einen Protest. Aber die Kommerzienrätin schwieg plötzlich hartnäckig, und in ihres Sohnes kalten, blauen Augen schimmerte Joger etwas wie leise Verächtlichkeit.

Fee erhob sich zitternd. Zum erstenmal seit Beginn der Debatte zeigte ihr Gesicht einen Ausdruck völliger Fassungslosigkeit.

Graß und erschrocken irrte ihr Blick von einem zum andern. Dann wandte sie sich, ohne ein Wort zu sprechen, ab und schritt dem Ausgang zu. Hertha, die sah, wie ihre überblanke, schwächliche Gestalt wankte, sprang auf und eilte an ihre Seite.

Mit einem unglücklich wehen Blick schob Fee die Hand stumm in Herthas Arm und zog sie hastig mit sich fort.

Als sie in Fees Zimmer angekommen waren, laut sie kraftlos auf den ersten Stuhl, der in ihrem Wege stand.

„Nun — werden Sie noch sagen, daß ich eine Mutter habe? Daß irgend jemand in diesem Hause auch nur einen Funken Gefühl für mich hat?“ rief sie leidenschaftlich heraus, während ihre übergroßen Augen brennend zu Hertha emporsahen.

Und ehe diese noch eine Silbe zu erwidern vermochte, schlug sie beide Hände vor das Gesicht und brach in tonduftsvolles Schluchzen aus.

Hertha kniete neben ihr nieder und drückte in übertrömendem Mitleid Fees Kopf an ihre Brust.

„Weinen Sie nicht, o weinen Sie nicht, Fee —“ sammelte sie bebend, „das sind diese Leute nicht wert... Sie haben ihn... Harald Vinkenbach... er wird Sie glücklich machen... Sie werden sehen, alles wird gut werden!“

Allmählich wurde Fee unter den sanften Worten Herthas ruhiger.

Nöthlich umklammerte sie Herthas Hand angstvoll.

„Sie sind gut. Ich habe Sie so lieb... verlassen Sie mich nicht, solange ich noch in... Neu-Hammer Schlag bleibe!“

„Nein. Gewiß will ich bei Ihnen bleiben, liebe Fee, wenn Sie es wünschen!“

„Mir ist so bang! Vielleicht wird man Sie entfernen wollen, wenn man sieht, daß wir Freundinnen geworden sind! Versprechen Sie mir, daß Sie auch dann nicht gehen!“

Hertha sah sie unruhig an.

„Wenn Ihre Mutter mich entlassen wollte, was könnte ich dagegen tun? Sie ist es, die mich nach Hammer Schlag kommen ließ!“

„Ja. Aber von heute an möchte ich, daß Sie sich hier einzig nur mir verpflichtet fühlen. Sie sollen ganz frei sein. Ich möchte, daß wir uns Du sagen... daß wir einander wären wie Schwestern! Ach, liebe Hertha, geh nicht von mir!“

Sie hatte hastig wie unter dem Druck einer heimlichen Angst gesprochen. Die letzten Worte klangen wie ein Stohzgebet.

Hertha streichelte beruhigend die zuckenden Hände.

„Ja, Fee, ich will. Aber Du darfst nun nicht mehr an das Vergangene denken!“

Fee lehnte sich zurück und schloß die Augen.

„Mir ist so bang!“ sagte sie nach einmal. Nach einer Weile lief ein Krösteln durch ihren Leib. Sie schlug die Augen auf und blickte suchend um sich.

„Mein Schal? Ach glaube, ich ließ ihn unten... willst Du so gut sein und ihn holen?“ murmelte sie matt.

Hertha erhob sich jogleich und eilte aus dem Zimmer.

Als sie sich der nur angelehnten Salontür näherte, hörte sie Nolde sagen:

„Du bleibst also dabei, nicht mit nach Wien fahren zu wollen?“

Ferry Petermann antwortete kurz: „Es geht nicht. Geschäfte gehen dem Vergnügen vor!“

„Sage lieber, es ist Dir ein größeres Vergnügen, in meiner Abwesenheit dieser Person den Kopf zu verdrehen!“

„Liebes Kind, ich muß Dich ein für allemal erjuchen, derartige taktlose Bemerkungen für Dich zu behalten. Vergiß nicht, daß ich noch ein freier Mann bin, der tun und lassen kann, was ihm beliebt. Der Weg zur Ehe wird mir gewiß nicht verlockender gemacht, wenn Du statt Rosen — Dornen darauf streuen willst. Und nun gute Nacht!“

Als Hertha die Tür öffnete, wäre sie fast mit ihm zusammengestoßen. Er warf ihr einen seltsam heißen Blick zu und eilte an ihr vorüber.

Nolde, die allein noch im Salon war, aber sagte ärgerlich: „Mein Gott, was machen Sie denn

noch hier unten? Ich glaubte, Sie seien längst zu Bett!"

"Ich suche Fees Schal, den sie hier vergaß," antwortete Hertha scheinbar ruhig, innerlich aber empört über den hochfahrenden Ton, den Holbe angeklagen hatte.

"Dort liegt er. Wenn sie aber wieder einmal etwas hier suchen, dann vergessen Sie gefälligst nicht, lauter aufzutreten. Ich liebe die Leute nicht, die hordend im Hause herumhüpfen."

Damit raffte sie die Schleppe ihres Teagown auf und verschwand ohne Gruß, Hertha sprachlos vor Entrüstung zurücklassend.

"Machen Sie sich nichts daraus," flüsterte plötzlich Ferry Petermanns gedämpfte Stimme hinter ihr, "die Kleine ist einfach eifersüchtig, weil sie bemerkt hat, welch tiefen Eindruck Sie auf mich gemacht haben."

Hertha fuhr empört herum und maß den Sprecher mit einem vernichtenden Blick.

"Ich verbitte mir diese Sprache ein für allemal, Herr Petermann! Ich bin hier als die Gesellschaftlerin Ihrer Schwester und wünsche keinerlei Galanterien von Leuten, die mich nichts angehen."

Er trat mit unverschämtem Lächeln einen Schritt näher.

"Sie sind auch entzückend, wenn Sie sich zornig geben, schöne Hertha! Aber glauben Sie, ich nehme diesen Zorn ernsthaft? Keineswegs! Sie können unmöglich so töricht sein, es mit mir verderben zu wollen..."

Hertha hatte den über einer Stuhllehne hängenden Schal Fees genommen und wandte sich ohne ein Wort der Erwiderung zum Gehen. Ihr Blick streifte dabei über ihn hinweg, als sei er Luft.

Ferry Petermann sah ihr verblüfft nach. Dann glitt ein ironisches Lächeln über sein Gesicht.

"Auch gut," murmelte er, "ich liebe die Blumen nicht, die am Begrabd für jedermann zum Pflichten bereit stehen. Aber Du sollst sehen, mein stolzes Edelweiß, daß ich auch Kletterrosen nicht scheue, wenn der Preis des Weges Mühe lohnt."

Hertha kehrte atemlos und innerlich noch tief erregt über das Erlebte zu Fees zurück.

Sie fand sie noch in der gleichen matten, hinfälligen Stellung mit geschlossenen Augen im Stuhl liegen.

"Fehlt Dir etwas, mein Herz?" fragte sie besorgt. "Du siehst so müde aus!"

"Ja — ich bin müde und möchte zu Bett gehen," antwortete Fees, sich erschöpft erhebend, "aber rufe Alette nicht. Ich will mich allein auskleiden."

"Ich werde Dir helfen. Und wenn es Dir recht ist, mache ich mir mein Bett hier auf dem Sofa zurecht, damit wir beisammen bleiben. Willst Du?"

Hertha schlich auf den Fußspitzen in ihr Zimmer hinüber, holte, was sie für die Nacht brauchte, und machte sich geräuschlos ihr Lager zurecht. Dann löschte sie das Licht aus und versuchte zu schlafen.

Aber ihre erregten Nerven hielten sie noch lange über Mitternacht hinaus wach und auch dann noch war ihr Schlaf unruhig.

Gegen Morgen erwachte sie plötzlich durch ein Geräusch in Fees Bett. Sie hatten beide vergessen, am Abend die Läden zu schließen, so daß das graue Tageslicht jetzt ungehindert ins Zimmer drang.

Hertha sah, wie Fees den Kopf in die Kissen gedrängt hatte und mit einem erstickenden Hustenanfall kämpfte.

Erschrocken sprang sie auf und eilte zu ihr. Fees Augen waren weit geöffnet und hatten einen entsetzten Ausdruck. Das schmale Gesicht sah erdfahl aus, und auf den Lippen sowie an dem

Taschentuch, das sie in der Hand hielt, bemerkte Hertha zu ihrem unaussprechlichen Schrecken Blut.

"Fees — um Gottes Willen! Was ist geschehen?"

Fees machte eine trostlose Gebärde und flüsterte tonlos: "Laß — es ist wie damals vor einem Jahr... ich hoffte..."

"Ich werde sofort nach dem Arzt schicken!"

Aber Fees Hand hielt sie in leidenschaftlicher Erregung zurück: "Nicht — nicht — schwöre mir, daß es niemand erfährt! Niemand — hörst Du?"

"Aber es ist meine Pflicht!"

"Ich will keinen Arzt! Ich weiß, was ich zu tun habe... schiebe mir ein Kissen unter den Rücken... so... und jetzt eine kalte Kompresse auf die Brust. Später etwas Salzwasser... und Ruhe... nur Ruhe... in ein paar Tagen ist es wieder gut... aber niemand jagen... bitte..."

Die letzten Worte klangen nur wie ein Hauch. Hertha tat alles, was Fees wünschte. Dann kleidete sie sich an, setzte sich an Fees Lager und nahm ihre armen blassen Hände in die ihrigen.

Fees war jetzt ganz ruhig. Der Husten hatte aufgehört, der Atem ging schwach, aber regelmäßig. Sie schlief.

Herthas Herz aber klopfte stürmisch in verzehrender Angst.

Was sollte nun werden? Nahm sie nicht eine fürchtbare Verantwortung auf sich, wenn sie Fees Wunsch erfüllte und schwieg?

Aber gegen ihren Willen sprechen, hieß eine Erregung heraufbeschwören, die ihr vielleicht tödlich sein konnte...

In ihrer Todesangst dachte Hertha an Herbert Petermann. Er war der einzige, der Fees liebte, der einzige, dem auch sie in allem vertraute. Und er würde gewiß schweigen, wenn er erfuhr, daß Fees ihre Erkrankung geheim zu halten wünschte. Aber aber würde er die Last der Verantwortung von den Schultern nehmen.

Leise schlich sich Hertha an Fees Schreibtisch und warf hastig ein paar Zeilen an Herbert auf das Papier. Dann fuverierte und siegelte sie das Billett und schlich hinaus, um es Alette zur Bestimmung zu übergeben.

11. Kapitel.

Fees mußte tagelang das Bett hüten, durfte nicht sprechen und sich kaum bewegen. Sie ließ in der Familie verbreiten, daß sie sich erkältet habe, und man gab sich den Anschein, es zu glauben.

Aber an gewissen, heimlich ausgetauschten Blicken und halben Worten merkte Hertha wohl, daß man die Wahrheit wenigstens vermutete, und war deshalb doppelt empört, daß die Kommerziantin trotzdem die Wiener Reise nicht aufgab und Ferry Petermann eine so auffallende Heiterkeit zur Schau trug, daß man fast vermuten mußte, er freue sich über Fees Abwesenheit im Familienkreis.

Natürlich verschwieg Hertha diese Beobachtungen auf das ängstlichste vor Fees und suchte auch der bevorstehenden Abreise der Kommerziantin den Schein der Lieblosigkeit zu nehmen, wozu die plötzliche Erkrankung einer alten, in Wien lebenden Tante Frau Gabrielle den besten Vorwand abgab. Die alte Dame, ein Fräulein Hochstätter, wünschte in der Tat dringend, ihre Nichte zu sehen.

Fees, deren geduldige Ruhe nur während der täglichen flüchtigen Besuche ihrer Mutter und ihres Bruders einer angstvollen Unruhe wich, nahm diese Nachricht mit einem Seufzer der Erleichterung entgegen.

"Die Hochstätter ist reich und wird seit langem als Erbinde in der Familie betrachtet. Mama wird also sicher einige Tage dort bleiben. Inzwischen habe ich Zeit, gesund zu werden!"

Herbert Petermann, der sogleich auf Herthas Billett nach Neu-Sammer Schlag gekommen war und seitdem alle Tage an Fees Lager verbrachte,

blickte bei diesen Worten seine Nichte kopfschüttelnd an.

Sogleich breitete sich der Ausdruck ängstlicher Unruhe über Fees Gesicht.

"Nein... aber ich habe Furcht, daß man irgend etwas gegen mich plant... sie und Ferry sind so eigen zu mir, seit..."

Ihr Blick suchte Hertha. Dann versuchte sie zu lächeln.

"Nicht wahr, Ihr beide laßt mich nicht allein, wenn Ferry mich in Mamas Abwesenheit besuchen will? Und ihr laßt auch Dinkel Konrad nicht zu mir?"

"Gewiß nicht, wenn Du es nicht wünschst. Aber nun sprich nicht mehr, Fees, sondern suche zu schlafen!"

Sie schloß gehorsam die Augen, öffnete sie aber noch einmal und fragte: "Ihr habt doch Harald nicht beunruhigt, indem Ihr meine Erkrankung vergrößert? Ich fühle mich sehr wohl, — in einigen Tagen kann ich ihn ganz sicher empfangen!"

Herbert streichelte zärtlich ihre schmalen Wangen.

"Nein, wir haben keine Besorgnisse zerstreut, und er freut sich, Dich bald wiederzusehen. Inzwischen zeigt Dir die Fülle von Blumen hier in Deinem Zimmer, wie sehr er an Dich denkt!"

Fees streifte mit einem glücklichen Lächeln die sorgsam aus nicht duftenden Blumen zusammengestellten Arrangements, die Harald Linfenbach täglich für seine Braut in Sammerschlag abgeben ließ, und schloß die Augen.

Herbert aber begab sich leise zu Hertha, die im anstoßenden Salon mit einer Handarbeit Platz genommen hatte.

"Was ist es, das Fees mit solcher Angst vor den Ihnen erfüllt?" fragte er beunruhigt. "Wissen Sie den Grund?"

Hertha erzählte ohne Zögern, was sich am Abend vor Fees Erkrankung zugetragen hatte.

"Ich glaube, ich bin Ihnen volle Offenheit darüber schuldig," schloß sie, "wie ich Ihnen trotz Fees Verbot auch den Charakter ihrer Krankheit nicht verschweigen zu dürfen glaubte. Sie sind der einzige in der Familie, der Fees beistehen kann, und ich fürchte, das arme Kind wird dieses Bestandes nur zu sehr bedürfen! Wenn ich einzelne Bemerkungen richtig verstanden habe, ist die Familie Petermann fest entschlossen, Fees Absichten irgendetwas zu durchkreuzen."

Herbert Petermann, der blaß und finster zugehört hatte, ballte zornig die Hände.

"D — es ist schändlich, wie man sich an dem schwachen, hilflosen Wesen veründigt!" rief er außer sich. "Nun ist mir vieles klar! Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie so offen waren. Natürlich wird man irgend eine neue Schändlichkeit erfinden, um der Familie dieses verfluchte Geld zu erhalten! Aber diesmal bin ich nicht in Indien, wie damals vor fünf- und zwanzig Jahren, als es sich um die arme Hermine handelte..."

Er brach ab und schritt erregt im Gemach auf und ab.

Nach einer Weile blieb er vor Hertha stehen und blickte bewegt auf sie nieder.

"Ich möchte Ihnen heute noch für etwas anderes danken... für all Ihre Liebe und Güte, die Sie meiner Nichte zuteil werden lassen! Sie sind ihr wie eine gute Schwester... und mir erscheinen Sie wie ein guter lichter Engel, den die Vorziehung zur rechten Zeit an Fees Seite stellte!"

"D — ich tue nichts als meine Pflicht..." wehrte Hertha errötend ab. "Man müßte ein Ungeheuer sein, um die arme Fees nicht zu lieben und Mitleid mit ihrer Lage zu haben!"

Herbert Petermann seufzte.

"Es werden vielleicht schwere Tage kommen — auch für Sie, wenn Sie auf Fees Seite stehen."



Werden Sie ausharren, ohne den Mut zu verlieren?"

„Ja. Ich habe Fee versprochen, sie nicht eher zu verlassen, als bis sie — Gräfin Linkenbach ist.“
Sie war bei den letzten Worten unwillkürlich erbläut.

Herberts Blick verzuckte sich forschend in den ihren.

„Fee war Ihnen bis vor kurzem fremd,“ jagte er langsam, „es ist ein Opfer, das Sie ihr bringen, ich fühle es... Wird es Ihnen nicht eines Tages zu schwer erscheinen?“

„Nein,“ antwortete Hertha fest, „denn ich betrachte es nicht als Opfer, sondern als eine Aufgabe, die mir, deren Leben bisher zwecklos war, von der Vorsehung bestimmt ist. Ich will noch offener sein, Herr Petermann: diese Aufgabe wird mir mehr als irgend etwas sonst helfen, den inneren Frieden wieder zu finden, den ich seit langer Zeit entbehre.“

Er beugte sich nieder und küßte in stummer Bewegung ihre Hand.

„Gott gebe, daß es so kommt,“ murmelte er; „ich sah Sie einmal weinen... und kann die Erinnerung daran nicht los werden... ich würde alles darum geben, Sie eines Tages froh und glücklich zu sehen!“

Und er verließ mit einem unsicheren Blick hastig das Zimmer, wo Hertha in Unruhe und Verwirrung zurückblieb.

Am Abend vor ihrer Abreise ließ die Kommerzienrätin Hertha zu sich bescheiden.

Frau Gabrieles Haltung war nicht so vornehm-gelassen wie sonst. Sie bot Hertha einen Stuhl an, wandelte aber selbst ruhelos zwischen bereits gepackten Koffern und allerlei eleganten Handgepäckstücken auf und nieder, die auf Stühlen und Tischen lagen.

„Ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen noch einige Weisungen bezüglich meiner Tochter zu geben,“ begann sie, „denn durch die Erkrankung meiner Tante kann sich meine Rückkehr verzögern. Wir sind nämlich zu dem Schluß gekommen, daß Fees Zustand unbedingt ärztlicher Uebervachtung bedarf.“

„Das wäre gewiß wünschenswert,“ antwortete Hertha arglos, „aber Fee selbst will leider durchaus nichts davon wissen.“

„Fees Wünsche kommen dabei nicht in Betracht,“ jagte die Kommerzienrätin kalt. „Man hat leider bisher viel zu sehr auf diese ihre — mitunter recht seltsamen — Wünsche Rücksicht genommen. Nun soll das ein Ende haben. Natürlich meine ich nicht, daß wir uns auf das Urteil des Werkarztes oder sonst eines Landarztes verlassen. Ich werde mich deshalb in Wien nach einem geeigneten Spezialarzt umsehen und ihn wahrscheinlich gleich mitbringen. Vielleicht ist eine längere Beobachtung nötig. Für jeden Fall ist es Ihre Aufgabe, während meiner Abwesenheit Fee auf diesen ärztlichen Besuch vorzubereiten...“

Es war etwas in den Worten der Kommerzienrätin, das Hertha mit einer gewissen Unruhe erfüllte. Warum sollte sie Fee vorbereiten? Es würde sie gewiß sehr aufregen... und dann: Wozu überhaupt so viele Worte? Wenn man durchaus einen Arzt wollte, weshalb berief man nicht einfach Dr. Straub, den Werkarzt, der für sehr geschickt galt und Fee von Kindheit an kannte?

Da sie nicht antwortete, fuhr die Kommerzienrätin ungeduldig fort: „Das ist eine. Die zweite Weisung, die ich Ihnen zu geben habe, ist, daß Sie Ihren ganzen Einfluß aufbieten, Fee von ihrem unfinnigen Entschluß abzubringen, schon im Juli zu heiraten und ihr Vermögen Linkenbach auszuliefern.“

„Gnädige Frau...! Wie kann ich...“ rief Hertha, sich erschrocken erhebend.

„Wie Sie es anstellen, ist Ihre Sache. Ich habe mit Genugthuung bemerkt, daß Sie in kurzer

Zeit einen überraschend großen Einfluß auf Fee erlangt haben. Sie sagen einander Du und Fee wünscht nur Sie um sich zu haben. Das ist mir sehr lieb. Und da Sie neulich abends Zugin jener Szene waren, kann ich ganz offen mit Ihnen reden. Wir alle sind überhaupt gegen eine Heirat Fees, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir sie dazu für viel zu krank halten. Graf Linkenbach bewirbt sich nur in der Hoffnung um Fee, bald Witwer zu werden und sie zu beerben.“

Sie machte eine kleine Pause und zupfte nervös an dem Spitzenjabot herum, das ihre Brust bedeckte. Hertha stand blaß, keines Wortes mächtig, da und rang mühsam nach Fassung.

Die Kommerzienrätin nahm wieder das Wort. „Wir müßten seinerzeit schließlich unsere Einwilligung geben, da mein Schwager Herbert auf Seiten Fees war und in rücksichtsloser Weise ihren Widerstand unterstützte. Aber wir dachten: verlobt ist noch nicht verheiratet... Nun, Sie konnten sich neulich selbst überzeugen, wie begründet all unsere Befürchtungen waren. Harald Linkenbach ist im Begriff, alle seine Absichten zu erreichen, wenn wir nicht noch im letzten Augenblick einen Niegel vorziehen! Wir möchten natürlich gern einen Eklat vermeiden, und es wird in Fees eigenem Interesse sein, wenn Sie uns dabei unterstützen. Ich hoffe, Sie haben verstanden, was ich von Ihnen erwarte?“

„Nein,“ stieß Hertha heftig heraus, „denn unmöglich können Sie glauben, daß ich Fees Heirat verhindern oder auch nur aufhalten möchte. Sie hängt mit ganzer Seele an Harald Linkenbach!“

„D...“ Sie brauchten ihr nur begreiflich zu machen, daß er sie gar nicht liebt, sondern nur des Geldes wegen begehrt. Fee ist stolz. Was sie uns als Gehässigkeit auslegt, wird sie Ihnen hoffentlich glauben, und damit wäre alles in Ordnung gebracht.“

„Nein, gnädige Frau! Damit würde man die arme Fee töten! Das kann unmöglich Ihr Wunsch sein...“

Die Kommerzienrätin richtete sich straff auf, während fliegende Rote ihre Wangen überzog.

„Gewiß nicht. Aber Sie phantastieren, mein Fräulein... und ich muß gestehen, daß ich Ihre Sprache mir gegenüber sehr sonderbar finde. Sie sind in diesem Hause auf meine Veranlassung...“

„Ja! Aber Sie haben kein Recht, etwas so Grausames, Niedriges von mir zu fordern,“ fiel Hertha in flammender Entrüstung ein. „Fee ist mir teurer geworden als eine Schwester, und nunmehr hieße ich meine Hand zu einem Verrat an ihr!“

Die Augen der Kommerzienrätin öffneten sich weit und maßen das junge Mädchen mit kaltem Erstaunen.

„Es ist gut,“ jagte sie dann, sich abwendend, mit eisiger Stimme. „Auf diese Haltung Ihrerseits war ich allerdings nicht gefaßt, und Sie begreifen wohl, daß ein weiteres Verweilen in Ihrer Stellung nun nicht mehr möglich ist. Ich bitte dies als Kündigung zu betrachten. Nach meiner Rückkehr aus Wien steht Ihrem Verlassen des Hauses nichts mehr im Wege.“

Ohne ein Wort der Erwiderung verließ Hertha das Zimmer.

12. Kapitel.

Die Kommerzienrätin weite mit Hölde in Wien, und beide wurden erst Ende der Woche zurückverwartet.

Eigentlich hatte Hölde, die bis zum letzten Augenblick hoffte, Perry werde trotz seiner vorgeschützten Arbeitslast mitkommen, knapp vor der Abreise erklärt, sie sei unipfänglich und wolle in Neu-Hammerichlag bleiben. Aber ein strenger Blick aus den kalten, herzlosen Augen ihrer Tante und die leise tadelnde Bemerkung: „Liebes Kind, ich hoffe, Du vergißt nicht, daß launenhafte und unbefruchtete Frauen immer nur sich selbst in Nachteil bringen!“ bewirkten, daß Hölde zuletzt schwei-

gend neben ihrer Tante Blaz nahm und sogar versprach, nach dem Feste noch mit Frau Gabriele in Wien zu bleiben.

Als die im Winde lang nachwehenden weißen Reiseschleier beider Damen hinter den Waldbäumen verschwunden waren, atmeten die Zurückgebliebenen unwillkürlich auf, und Fee drückte leise Herthas Hand.

„Welch köstliche stille Tage liegen nun vor uns,“ jagte sie frohbelegt, „jetzt sind wir einmal die Herren des Hauses, denn Tante Adele will ja vom Morgen bis zum Abend in der Nachbarschaft Besuche machen, um nicht vor Langeweile zu sterben, wie sie jagt!“

Es schien in der That, als sollten diese Tage köstlich verlaufen.

Das Wetter war prächtig. Fee fühlte sich wieder ganz wohl und verbrachte den größten Teil des Tages im Liegestuhl auf der Terrasse eines zwischen Fichten und blühenden Wiesen versteckten Gartenhäusles.

Auch Herbert Petermann, der jeden Morgen von Tante Adele herüber kam und Neu-Hammerichlag erst abends wieder verließ, meinte, nie herrlichere Tage verlebt zu haben als diese, wo er auf der stillen Gartenterrasse zwischen Fee und Hertha saß, bald dem lieblichen Geplauder Fees lauschend, die selig Zukunftsträume spann, bald sich heimlich ganz dem Zauber ergebend, den das schöne Wesen mit der weichen Stimme und den ersten grauen Augen auf ihn ausübte.

Wie stolz war er, wenn sie ihn bat, von seinen Reisen in Indien zu erzählen! Wie glücklich, wenn zuweilen bei seinen Worten ein Lächeln über ihre Züge glitt!

Hertha machte sich keinerlei Gedanken über die Natur seiner Gefühle. Immer damit beschäftigt, den einen aus ihren Gedanken zu verbannen, an dem ihr Herz zu ihrem Schrecken immer noch so heiß hing, war sie blind gegen die Vermühle anderer Männer.

So nahm sie auch mit naiver Dankbarkeit die stumme Hilfe hin, die Herbert ihr jedesmal angedeihen ließ, wenn Harald kam, indem er scheinbar absichtslos für einen Vorwand sorgte, so daß sie sich entfernen konnte.

Sie fragte sich nicht: warum tat er das? Woher weiß er, daß ich fort will, wenn Harald kommt? Sie dachte nur: Er ist so gültig, so zartfühlend. Er errät stets meine geheimsten Wünsche...
Auch heute empfand sie das, als Herbert kurz, nachdem Harald zu seinem täglichen Nachmittagsbesuch auf der Terrasse erschienen war, sagte: „Wenn Sie mehr über Indien wissen wollen, Frä. v. Langenhein, so brauchen Sie nur gelegentlich in der Bibliothek nachzusehen. Es müssen mehrere Werke über Indien vorhanden sein. In erster Linie möchte ich Ihnen das von Dr. Ehlers empfehlen.“

Hertha warf ihm einen Blick des Dankes zu und blickte fragend auf Fee.
„Hättest Du etwas dagegen, Herz, wenn ich einmal nachsehen ginge? Ich könnte mir dann gleich die Lektüre für den Abend auswählen.“
„Natürlich nicht — geh nur. Du siehst ja, daß ich in der allerbesten Obhut bin!“ antwortete Fee glückstrahlend.

Weder sie noch Hertha bemerkte den halb grübelnden, halb zärtlichen Blick, den Harald der Fortgehenden nachsandte.

Aber Herbert sah ihn, und seine Augen öffneten sich plötzlich weit wie in jähem Schreck...
Sekundenlang war etwas Heißes unbefrucht und schrankenlos in Haralds Blick aufgeflammt, bis ein tiefer Atemzug ihn wieder zu sich brachte und er erschrocken zusammenfuhr. Verwirrt blickte er auf Herbert, der sich jetzt blaß geworden abwandte.

Was Herbert längst dumpf ahnte, hatte Harald, der sich unbeschadet glaubte, ihm joeben zur Ge-



weisheit gemacht: Zwischen Tees Bräutigam und diesem schönen stolzen Mädchen hatten einst engere Beziehungen bestanden als die oberflächlichen, die man im Ballsaal antnüpft...

Hertha atmete erleichtert auf, als sie die kühle kleine Bibliothek betrat, die an das Rauchzimmer stieß und deren Fenster fest geschlossen waren.

Ohne zunächst an das ihr empfohlene Buch zu denken, ließ sie sich in einen der großen weichen Lederstühle sinken, die am Kamin standen.

Ein Geräusch ließ sie jäh aus ihren Gedanken auffahren.

Leise hatte sich die Tür geöffnet und wieder geschlossen... ein langer Schatten fiel quer über den sonnenbeschieneu Fußboden, und Hertha starrte erschrocken in das Gesicht Herr Petemanns, der lächelnd auf sie zukam.

Sie wollte sich unwillig erheben, aber er legte rasch die Hand auf ihren Arm.

„Weiben Sie sitzen, mein Fräulein, denn ich habe mit Ihnen zu reden und werde mit dieser Gelegenheit, auf die ich seit drei Tagen warte, keinesfalls rauben lassen.“

„Aber ich wünsche keine Unterredung unter vier Augen mit Ihnen! Geben Sie den Weg frei! Ich gedenke keine Minute länger mit Ihnen hier zu verweilen!“

Er lächelte ironisch.

„Dann werde ich Sie eben dazu zwingen! Nach Ihrem bisherigen grausamen Verhalten konnte ich ja auf Widerstand gefaßt sein und habe mich vorgeesehen. Die Tür ist abgeschlossen, meine Allerhöchste — und der Schlüssel hier in meiner Tasche! Sie werden die Bibliothek erst verlassen, nachdem Sie mich angehört haben!“

Keines Wortes mächtig, starrte Hertha in das kalte, hochmütige Gesicht, in die Augen, die triumphierend auf sie niederblickten.

Sie begriff weder seine ihr völlig unerwartete Anwesenheit hier in der Bibliothek zu einer Zeit, die er sonst stets im Hüttenwerk draußen verbrachte, noch verstand sie, woher er den Mut zu solch unerhörter Frechheit nahm.

Seine noch immer auf ihrem Arm ruhende, feuchtkalte Hand mit Gewalt von sich schleudernd, sprang sie auf und eilte an eines der Fenster.

„Entfernen Sie sich sofort oder ich rufe die Dienerschaft zu Hilfe!“ stieß sie jählos heraus.

Kaltblütig lächelnd zog er sie vom Fenster zurück und nötigte sie, wieder am Kamin Platz zu nehmen.

„Geben Sie sich keine Mühe! Ich würde nicht gestatten, daß Sie ein Fenster öffnen, auch befindet sich niemand von der Dienerschaft in Hörweite. Bis an das Gartenhaus aber könnten Ihre Rufe nicht dringen.“

„D — ich hielt Sie für einen Gentleman! Aber Sie sind nur ein — Glender! stieß Hertha verächtlich heraus und wandte sich ab, um ihm die Tränen des Zornes nicht zu zeigen, die ihr heiß in die Augen stiegen.“

„Durchaus nicht,“ antwortete er, gelassen ihr gegenüber Platz nehmend. „Sie selbst zwangen mich zu diesem Gewaltschritt. Oder wären Sie freiwillig gekommen, wenn ich Sie um eine Unterredung unter vier Augen gebeten hätte?“

„Nein! Niemals!“

„Nun also! Sie sehen, daß mir nur dieser Weg übrig blieb. Reden wir übrigens von anderen Dingen. Meine Mutter hat Ihnen gekündigt... aber ich werde nicht zugeben, daß Sie unser Haus verlassen, Hertha, denn der Eindruck, den Sie in erster Stunde, als ich Sie sah, auf mich gemacht

haben, ist ein so tiefer, daß alles andere mir dagegen unwichtig erscheint! Was ich bei meiner Veranlagung als ganz ausgeschlossen betrachtete, ist eingetreten — ich bin verliebt wie ein Narr.“

Da sie beharrlich schwieg und den Kopf abgewendet hielt, konnte er den Eindruck nicht sehen, den seine Worte auf sie machten.

Er betrachtete sie lange ungeduldig und sagte dann in weit weniger zuversichtlichem Ton: „Bin ich Ihnen so sehr zuwider, daß Sie nicht einmal eine Antwort für mich finden?“

Da antwortete sie laut und scharf: „Ja! Unsäglich zuwider! Und es gibt keine Erwiderung auf Worte, die ich nur als schmachvolle Beleidigung empfinde!“

Er richtete sich plötzlich steif auf. Ein steifes Rot entstellte sein Gesicht.

„Sie wählen sehr scharfe Ausdrücke! Darf ich fragen, was Sie dazu berechtigt?“

(Fortsetzung folgt.)

Kriegen auf. Gebratenes Rindfleisch, Käse und Honig waren die Nahrung der homerischen Helden. Die alten perischen Soldaten, die in demselben Klima und unter ungefähr den gleichen landschaftlichen Bedingungen lebten, kämpften mit gleicher Ausdauer, obwohl sie nur Brot, Gemüse und Früchte erhielten. Die griechischen Soldaten in der folgenden Zeit begnügten sich mit Mais, Gemüse und Olivenöl. Ihre Gegner, die Römer, vollbrachten ihre großen Eroberungszüge bei einer Ernährung von Korn und Speck. Die Sarazenen, die außerordentlich kriegerisch waren, genossen während der Kämpfe nur Reis, Milch, Brot und ein wenig Gemüse. Die Japaner begnügten sich noch vor wenigen Jahren bei ihren Feldzügen mit Reis, Giern, getrockneten Fischen und getrockneten Früchten. Die Araber, die zu verschiedenen Zeiten dem Vordringen der Weißen in Asien und Afrika Einhalt geboten, vollbrachten die staunenswertesten kriegerischen Leistungen, wobei sie nur von Milch und Datteln lebten.

Gingegen zeigten schon die frühesten Briten eine gewisse Steigerung der Bedürfnisse, und ihre Soldaten wollten nicht gerne auf gedochtes oder gebratenes Fleisch und im Felde hergestellte Backware verzichten. Zur Zeit der Königin Elisabeth erhielten die englischen Soldaten Rindfleisch, Heringe, Käse, Butter, Nüsse, Del und Honig. Doch dieser abwechslungsreiche Ueberschuß hielt nicht lange an, und 1670 erhielt der englische Soldat 2 Pfund Brot, Käse und nur ganz wenig Fleisch. Im Jahre 1808 wurden die Truppen Wellingtons in Portugal mit einem Pfund Brot oder Kartoffeln und einem halben Pfund frischem oder häuslicher ungesalzenem Fleisch täglich versorgt. So hat die Verpflegung sich fortwährend geändert. Und doch waren die Nahrungsbedürfnisse der Soldaten im Grunde zu allen Zeiten fast die gleichen; nämlich Zufuhr all der Stoffe, die den Körper kräftigen und möglichst widerstandsfähig und elastisch erhalten. Unter den erschwerten Bedingungen des Soldatenlebens im Felde entstanden schon in den



Unsere Feldgrauen in Serbien. Der serbische Kaffeehändler, eine typische Erscheinung im Straßenbild serbischer Dörfchen, zählt unsere Feldgrauen zu seiner besten Kundschafft.

Soldatenverpflegung einst und jetzt.

In dieser Zeit, da der größte Teil der zivilisierten Welt sich im Kriegszustand befindet, ist die Frage der Verpflegung der Armeen im Felde von besonderem Interesse. Die Verpflegung der Soldaten war nicht nur in den verschiedenen Zeiten verschieden, sie zeigt auch heute bei den einzelnen Völkern besondere, voneinander abweichende Eigenheiten. Wie in einer eingehenden Untersuchung dieser Frage im Londoner „Strand Magazine“ ausgeführt wird, bilden in der Verpflegung aller gegenwärtig im Kampfe stehenden Nationen Brot, Butter und frisches Fleisch die Hauptbestandteile. Am größten soll der Fleischverbrauch in der englischen Armee sein — 30 Prozent der gesamten Nahrung — am geringsten in der italienischen Armee — 17½ Prozent der gesamten Nahrung. Am abwechslungsreichsten und der Ernährung im Frieden am ähnlichsten ist nach der englischen Zeitschrift die Verpflegung der britischen Armee, am zweckmäßigsten hinsichtlich der für die Erhaltung und Energie des menschlichen Körpers notwendigen Substanzen ist die Verpflegung in der deutschen Armee.

Selbst das oberflächlichste Studium der Sitten der Völker in vergangenen Zeiten deckt große Unterschiede in der Verpflegung in früheren

Anfängen der Geschichte drei Grundbedingungen, nach denen die Art und die Menge der Verpflegung sich richten muß: Erstens muß die Nahrung in möglichst kleinen Mengen möglichst viel gesundheitsfördernde Stoffe enthalten und leicht verdaulich und befördert werden können. Zweitens muß sie Zeit und Witterung standzuhalten vermögen. Drittens muß sie in großen Mengen zu beschaffen und die Quelle ihrer Herkunft nicht gefährdet sein.

Daraus ergibt sich, daß jede Nation ihre Soldaten im Felde mit einer Verpflegung versehen muß, die die Elemente der heimatischen Nahrung enthält. Daher richtet sich die Verpflegung im Felde nach der Ernährung des Volkes in der Heimat, und hierin ist auch die Ursache für die Unterschiede in der Verpflegung der gegenwärtig Kriegführenden zu suchen. Die Militärverwaltungen greifen in der Verpflegung auf jene Elemente zurück, die dem Volke daheim zur Verfügung stehen und seinen Bedürfnissen zur Gewohnheit geworden sind. Allerdings kommt heute — bei der gewaltigen Ausdehnung des Krieges über die verschiedensten Gegenden, mit verschiedenem Klima und verschiedenen landschaftlichen Bedingungen — noch ein drittes Moment hinzu: die Notwendigkeit, die Verpflegung der Truppen auch den Gebieten anzupassen, in die sie gesandt werden.

Aus dem Tagebuch eines Artilleristen.

Ein Mitarbeiter sendet der „Deutschen Warte“ aus dem Felde folgende anschauliche Schilderung vom Tagewort eines Artilleristen:

Mit der Dunkelheit ziehen wir hinaus zur Ablösung. Noch ist der Tag im Schwinden, die Höhenzüge gegenüber, heizungskämpfte Stätten, verhüllt bläulicher Dunst. Ueber eine Hügelkette und durch ein Tal, dann wieder ein Hügel und die Bodensenke, wo die Batterie unserer Haubitzen eingebaut steht. Ferne Kanonenschläge kolkern uns zum Abendgruß. Den Tag über hat es heftig geregnet, zäh klumpt sich die lehmige, aufgeweichte Erde um die Stiefel. Der Abend erscheint in Klarheit und setzt die Wolken vom Himmel herunter. Den Karabiner auf der Schulter halte ich Waage bei den Geschützen in zunehmender Nacht. Von der Tiefe des Talgrundes kriecht die Dunkelheit die Bergkette entlang. Und der Mond geht auf. Erst ganz feurig rot, Vollmond, dann verläßt er. Allmählich blitzen Sterne auf. Ein Wagen knarrt vorbei. Ein Fuß trappelt. Wichtig schwer stehen die Geschütze, ruhen selbst scheinbar aus nach der Tagesarbeit. Künstliches Gestrüpp deckt sie, verhüllt auch die Rohre vor den Späheraugen feindlicher Krieger.

Der Artillerist empfindet etwas wie Liebe zu seiner Kanone oder eigentlich noch mehr Stolz wie Liebe, sie ist ein lebendiges Wesen gleichsam, das er zu feiner Hilfe angelernt hat und das ihm gehorcht auf seinen Wink. Morgen wird sie wieder donnernd Blei und Feuer speien, wenn die Kommandos ertönt sind... deutschen Artilleristenfranz dem Feinde aufs Leder.

Der helle Morgen kommt. Man streckt die Knochen, die steif geworden sind vom Liegen auf der harten Pritsche und dem Stroh. Am Bach wird Morgentoilette gehalten, der Schlaf aus den Augen getrieben, die Hände gewaschen. Auf den roten Dächern des Dorfes am Berghang blitzt und tanzt die Morgenjonne. Man lüchelt in dieser Beleuchtung deutlicher als sonst ein paar schwarze Flecken,

Spuren von Beschießung und Brandgranaten... Das Kartenspiel geht an, zu früher Stunde schon, der Morgen verläuft fast immer ruhig, kaum, daß einmal vor Mittag geschossen wird. Die Kartenblätter klatschen auf den Tisch. Die Hand der Spieler schlägt dröhnend auf...

Um Mittag ändert sich das idyllische Bild. Vereinzelt Schüsse krachen von den Franzosen herüber und werden von irgendeiner unserer Batterien wohl auch beantwortet. Um einen Flieger, der in der Luft jurt, zischen Schrapnell. Mit hellem Sing-Sang fliegen die Geschosse hoch und plagen in der Luft, wie Feuerwerkkraketen. Die weißen Rauchwolken halten sich lange am Himmel. Dann, zur Stunde des Nachmittagskaffees, geht die Hölle los. Wohl ein langvorbereiteter Streich der Feinde, — ein Schuß, mit donnerndem Widerhall und frachendem Einschlag, noch einer und noch einer, Kollsalven, drei, vier und mehr Batterien müssen es sein. In das arme Dorf hinter uns hagelt es mit Brandgranaten. Schon steigt ein wabernder schwarzer Qualm hoch, hellauf blitzen die Sprengpunkte der Geschosse, ein Siebel brennt, Flammen lodern, Rauch ballt sich zu Säulen, das Feuer gleitet auf Windflügeln höher, immer gewaltiger leckt die Brandflackel. Ein Schimmelreiter jagt in stiebendem Galopp aus dem brennenden Dorf, weit sichtbar auf der pappelgesäumten Straße... Eine Scheune bricht in sich zusammen, dort steht ein fastes Gerippe, verschwunden die Ziegelbedachung, die eben noch darüber lag.

Und wieder heult und tobt es vom Feinde her, unaufhörlich, wie ein Sturm. Erst waren es Feldbatterien, kennlich an ihrem harten, trockenen Krachen, nun feuert auch schweres Kaliber mit, pfeift durch die Luft, als wollte es höhnisch noch sein Kommen anzeigen und vorbereiten auf den mörderischen Anprall. Batterien von uns haben losgedonnert, und gegen sie schwirrt der brauende Zug pulvergefüllter Raubbügel. Bis auch an uns das Kommando kommt, auf das am Apparat der

Fernsprecher gierig lauert, nach dem wieder der Blick des Batterieoffiziers gepannt gerichtet ist: An die Geschütze! Und dann geht's durch die Bedienung wie ein Schla, an den Platz jeder, der hat den Hebebaum schon erfaßt und wirft nach dem deutenden Finger des Richtkanoniers, welcher über den Aufzug gekrümmt sein Zeichen gibt, die Zündschraube setzt der dritte ein, und die Geschöskörbe und Kartuschfisten schleppen die anderen aus dem Munitionstraum herbei. Der Fernsprecher wiederholt am Apparat die Kommandos, ein Rufer gibt sie weiter zum Batterieoffizier...

Fertig! Noch einmal prüft der Geschützfürer die Lage der Kartusche, die Stellung der Richtmaschine, des Aufzuges, der Dosenwaage... Dann: „Feuer!“ Und der Schuß hallt rollend, zurück vom Berghang geworfen der Schall, überstürzt und bräut im Tal und brandet um die Ehren, als sei das Hörvermögen plötzlich genommen vor Singen und Surren. Längst hat das Geschöß drüben mit dumpfen Einschlag aufgepaßt, hat der Fernsprecher aus Kommando sein gewohntes „Schuß ab!“ durchgegeben zur Beobachtung...

Wie der Abend und die Dämmerung heraufkommt, leuchtet uns, heimwärtsziehend, die Glut des Brandes nach. Noch einmal schießen die feindlichen Feldbatterien, die sich zuvor beruhigt hatten, neue Salven in die glimmende Lohse, man hört das Knaden und Knistern der Flammen wie von knirschenden Raubtierzähnen, dumpf polstert der Einsturz des Hauses. Ein Infanterist aber, der uns begegnet, erzählt, nur einige Verwundete und einen Toten habe es gegeben, die anderen seien rechtzeitig in Keller und Unterirdie verflochen, und eifliche Pferde mußten mitverbrennen. Auch jenseits der Höhe, überm Wald nach Norden zu, steigt Rauch auf aus brennenden Dörfern. Wir aber erfreuen uns, nach mehr als einstündigem Marsch, der Ruhe und Behaglichkeit unseres unverlehrten Quartiers, das uns sogar den Vurus ungezielterer Daunbetten genießen läßt.

Blitz-Strick-Wolle

liefert auch an Private (Muster frei) die Erfurter Garnfabrik Hoflieferant in Erfurt G. 247.

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Kaufe mein Bett.

Großes roh, blank Daunentüber, große 1½schläf. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Gattendunen, das Gebett M. 80.—, dasfelbe Bett mit Daunendecke M. 85.—, Feinestes herrschaftl. Daunendecke M. 40.—, Preismäßig kostet jedes Bett M. 5.— mehr. Ringel-Gebett anricht. Bettfedern billig, fast frei. 30.000 Runden. 1050 Dankworte Bettfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz
Maßstab 1:5 000 000 Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa, und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.,
Sternsprecher: Amt Moritzplatz 112/28. Berlin SW 68, Ritterstraße 50. Sternsprecher: Amt Moritzplatz 112/28.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 u. 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

| | |
|---------------------------|------|
| Obermoseler | 0,90 |
| 1909er Remicher | 1,— |
| 1911er Wormeldinger | 1,30 |
| 1911er Enkircher | 1,50 |

Rhein- und Pfälzer Weine

| | |
|-----------------------------------|------|
| 1908er Gensinger | 1,— |
| 1911er Bingerter Kahlenberg | 1,30 |
| 1912er Niersteimer | 1,50 |
| 1910er Hallgartener | 1,75 |

Rot- und Bordeaux-Weine

| | |
|------------------------------------|------|
| 1911er St. Laurent | 1,— |
| Fronsac Bordeaux | 1,10 |
| 1911er Cru du Moulin | 1,30 |
| 1909er Saint Seurin | 1,50 |
| 1905er Château Gazin Fronsac | 2,— |

Als Spezialität empfehlen wir:

| | |
|--|---------------|
| Französischer Rotwein | per Ltr. 1,25 |
| Obermoseler | 0,95 |
| Edenkobener | 0,95 |
| Tarragona (rot) portweinfähnlich | 1,75 |

In Korblaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefll. rechtzeitige Aufgabe des Bestells.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Richterstatler des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragenden Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzupprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Leben und Treiben in Saloniki.

Die folgende Schilderung des Lebens in Saloniki findet sich im „Gaulois“:

„Das erste, was man gegenwärtig in Saloniki lernt, ist die Uebersetzung des Rufes „Achtung!“ in die verschiedensten Sprachen. In dem wirren Verkehr, der sich besonders in der Gegend des Hafens zusammendrängt, in dem Durcheinander von Soldaten, Beamten, Händlern, Lastträgern und Volk. „Attention“, „Bros“, „Destour“, „Barda“, „Sey-Dop“ — so tönen die Rufe von allen Seiten. Französisch, Griechisch, Spanisch in einer merkwürdigen Salonikier Aussprache, Englisch in allen Dialekten — von dem Dialekt der Westküste Irlands bis zu dem der Ostküste von Northire — alles ruft, tönt und wirbelt durcheinander, und für einen Sprachkundigen ist es schwer, unangerepelt vorwärts zu kommen.

Schwere Lastautos mit den französischen oder englischen Abzeichen donnern über das unebene Pflaster. Griechische Soldaten reiten auf ihren kleinen Pferden in langer Reihe aus der Stadt. Motorräder rattern fauchend und schaukelnd über die höckrigen Steine. Reiterei der Alliierten klappert durch eine Hauptstraße, Karren aller Arten und Größen polstern umher. Straßenhändler halten Hühner und Früchte feil. Patrouillen, deren Gemisch von Uniformen der verschiedensten Truppengattungen ihnen ein merkwürdig zusammengewürfeltes Aussehen verleiht, marschieren zu ihren Posten.

Die Straßen dieser bunten Levante-Stadt spiegeln ein Weltbild von Beweglichkeit, Völkergemisch, Gefühern und Geräuschen. Es ist, weiß Gott, schwer möglich, heute ruhig in Saloniki spazieren zu gehen. Saloniki gleicht den orientalischen Häfen des Mittelmeeres, besonders in dem Unterschied des Bildes, das von ferne — vom Meere aus gesehen — eine Stadt von eigenartiger und historischer Schönheit zu offenbaren scheint, in der Nähe sich aber als ein winnelndes, nicht sehr reines Gemenge von Straßen und Häusern zeigt.

Eine Prüfung kann hart sein, aber schließlich kommt es doch auf die Gemütsstimmung an, mit welcher man sie erträgt.

Die Seeleute, die die Stadt von Bord ihrer Kreuzer im leise schaukelnden Golf durch den lichtglänzenden Morgennebel betrachten, beneiden die Soldaten, die in dieser schimmernden Stadt leben dürfen. Die Soldaten hingegen, die sich in den schmutzreichen, von wenig erfreulichen Gerüchen erfüllten Straßen auf hügeligen Grunde bewegen müssen, wünschen sich an die Stelle der Seeleute auf reinlichem Verdeck, umgeben von den blaugrauen Fluten der See. Nebenfalls ist Saloniki malerisch und reich an Bildern.

Die Vergnügungen, deren man in Saloniki teilhaftig werden kann, beschränken sich auf ein Kaffeehaus, das mehr Gäste als Sitzgelegenheiten hat; drei Kinematographentheater, die Abend für Abend dieselben uralten, Films abrollen, ein Theater, dessen Leistungen nicht gerade künstlerisch zu nennen sind und schließlich ein sogenanntes „Gesundheitsbad“, dessen Besitzer infolge des regen Zuspruchs der Offiziere großartige Geschäfte macht. Vor den Kaffeehäusern, an den Straßenecken, auf den Plätzen, überall haben sich jugendliche Stiefelpulker mit ihren kleinen Kästchen und Birnen aufgestellt. Diese Pulker, die man „Lustros“ nennt, sind wahre Künstler in ihrem Fach. Und es ist schwer, sich ihren laut gellenden Aufforderungen zu entziehen. Doch Stadt und Umgebung werden vor allem von den Uniformen beherrscht, die in ihrer Vielfältigkeit das seltsame Durcheinander noch mehr zu verwirren scheinen....“

Kein Alkohol in den Zeppelein. Wie man auf den Zeppelein lebt, veranschaulichen in einer vielleicht manchen überraschenden Weise Mitteilungen aus einer Unterredung, die kürzlich der amerikanische Journalist Karl von Wiegand

mit dem erfolgreichen deutschen Kriegsluftschiffer Kapitänleutnant W. hatte. Die Unterhaltung knüpfte an eine kurz vorher erfolgte Anglistfahrt des betreffenden Luftfahrzeuges nach England an. „Es ist intensiv kalt auf dieser Höhe von 3000—5000 Fuß“, bemerkte der Offizier, „wenn man mit solcher Schnelligkeit fährt, wie wir fahren. Dabei kann man sich kaum Bewegung machen... Bevor wir uns einschifften, hatten wir eine gute Mahlzeit zu uns genommen, und außerdem nahmen wir von Zeit zu Zeit einen Schluck heißen Kaffee oder Tee aus unseren Thermosflaschen.“ — „Nichts Stärkeres?“ fragte ich dazwischen. — „Nein, durchaus nichts Stärkeres“, antwortete der junge Kommandant. — „Wir alle enthalten uns vollständig aller geistigen Getränke auf den Zeppelein, denn wir brauchen klare Köpfe und kühle Nerven, und das sind Dinge, die der Alkohol nicht begünstigt. Auf einem Zeppelein geht es zu wie in einer Sonntagschule; es wird weder getrunken noch geraucht.“

„Nicht amtlich!“ Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Da Tisch liegt meine Frau den Kindern einen Rüssel an der Zeitung vor, in dem zu zweckmäßiger Verwertung der Lebensmittelfeste gemacht wird, und knüpft daran eine kleine Moralpredigt, welche Klein Vildchen, die noch von Zriebenzetter her die Unart, Worttruken übrig zu lassen, beibehalten hat nicht gerade angenehm empfindet. Man hat aber durch den Krieg sogar im Kinderzimmer das Zeitunglesen und auch manches von der Technik des Nachrichtenendienstes gelernt. So reißt denn Vildchen das Blatt an sich und ruft zum geübten Erlaunen aller: „Was da steht, Mutti, gilt nicht; es ist nicht amtlich!“

„De Jung mit de Zigar.“ Ein hübsches Geschichtchen zu den allerorten ergangenen Raucherböden für Jungblücker erzählt das soeben vom Hamburger Quackorn herausgegebene erste Heft von Blattbüsch Land in Vaterland. Da entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen so einem jugendlichen Sünder und einem verständigen Alten: „Mann hebb den Se en bitten züer?“ — „Jawoll, min Jung, nehm Di wat.“ — „Jä, so kann id aber nich antomen.“ — „Ja, dann teud (warte) man so lang mit dat Smöden, bit dat Du antomen kannst!“

Rüssel-Ecke

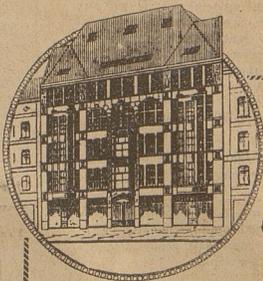
Rüssel.

Nenn' mir ein Wörtchen winzig klein,
Das, wenn wan's zweimal spricht,
Bedeutet: „Schlecht ist's nicht,
Doch könnt' es besser sein.“

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Drüben.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur

Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab, die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . Saarbürg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N. . . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Gabel, Neudamm — Verlag: Preussische Verlagsgesellschaft G.m.b.H., Berlin SW 33. — Rotationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW 33

